

TEIL 1
Schatten der Vergangenheit

PROLOG (I)

Durch die Wüste

Perseus, Beginn in: Ovid, Metamorphosen, Buch 4, Vers 612-618
 Mox tamen Acrisium (tanta est praesentia veri)
 tam violasse deum quam non agnosse nepotem
 paenitet: inpositus iam caelo est alter, at alter
 viperei referens spoliū memorabile monstri
 aera carpebat tenerum stridentibus alis,
 cumque super Libycas victor penderet harenas,
 Gorgonei capitis guttae cecidere cruentae.

Tragend die fruchtbare Beute des natterlockigen Scheusals,
 Flog durch Dünne der Luft mit rauschenden Fittichen Perseus,
 Über die libyschen Sande.
 Da siegreich jener sich fortschwang,
 Tröpfelten blutige Tropfen vom Haupt der Gorgo Medusa.

Am Berg des Todes, 1. Juli 1980

Schallmauern zerbersten. Auf schwarze Felsen fliege ich zu. Wie aus dem Nichts schlägt ein Blitz ein, dann ein zweiter, gefolgt von anschwellendem Donner. Triebwerke speien weißes Gold. Menschenleiber zerplatzen im Aufprall. Dann plötzlich Meer, endloses Blau. Ich gleite. Am Horizont ein Strich. Ein Leuchtfener, gelb. Land. Die Landung ist hart. Winde treiben glutheißen Sand vor sich her. Irgendwo pocht es, dann ein Brechen und Pfeifen. Die Geräusche entfernen sich, bis es nur noch zischt, leise schwirrt, wispert. Das Rauschen der Wüste kündigt neue Stürme an. Stille dann und Leere, weiß.

In Schweiß gebadet wacht er auf. Es ist stickig. Das Pochen, war es sein Herzklopfen? *Die immer gleichen Bilder und Geräusche. Nie lassen sie mich los,* denkt er, bevor sie sich auflösen wie verdunstender Nebel im Morgenlicht. Er wälzt sich aus dem Laken. Steht. Beginnt den Raum zu durchschreiten. Sechs Schritte nach Süden, acht nach Westen. Als markiere er das Revier. Klack macht es im wurmstichigen Holzboden.

Er kniet sich in Richtung Osten, beugt sich, um zu Allah zu beten. So hält er es, fünf Mal am Tag. Er schließt die Augen. Lächelt.

Eine junge Frau, in Schwarz gehüllt, betritt den Raum. Sie bringt ihm eine Karaffe mit klarem Wasser und Früchten. Sie schaut ihn nicht an. Sie ist ein schöner Kontrast zu den dunkelroten Weinreben, blassrostbraunen Datteln und rötlich-orangen Mangos, schimmernd im Raumlicht, herb-süß duftend. Gebäck liegt in einem ausgebleichten Bastkorb auf dem niedrigen Holztisch. Er spürt Salz auf seinen Lippen.

Er trinkt einen Schluck und betupft mit einem Tuch die Schläfen. Schaut an seinem makellos muskulösen Körper herunter, stolz, ein *Imajagen* zu sein. Der niedrige, halb verputzte Bau mit gelblich-ockernen Wänden erinnert ihn an seine Kindheit. Hier ist er ein *Agnabi*, ein Fremder, der der Sprache der Berber, dem *Tamazight*, mächtig ist. Am Fuße des Bergs der Toten lebt er. Ein Mann des Todes will er nicht sein.

Er tastet die Umgebung ab, bevor er das Fenster öffnet. Es riecht nach Gekochtem, Foul, Oleander und zerfallendem Laub. Duft der Einsamkeit. Ein Hund bellt nahe bei, ein anderer antwortet. Der Garten ist voller schattenspendender Palmen. Weiter hinten schimmert etwas Weißes, ein Tipi, das Kinder verlassen haben mögen. *Ein Fluchtpunkt, wenn Gefahr droht*, denkt er. Ein Wassergraben führt vorbei. Ein Weg, den Ort zu verlassen, ohne gesehen zu werden. Um unterzutau-chen in den Katakomben des Bergs. Theoretisch.

Er schließt seine Augen. *Ihr denkt, ihr seid allmächtig. Ich habe keine Angst. Es ist eine harte Prüfung. Bei Allah, meine Ehre - Ellelu - werde ich wieder herstellen. Egal wie lange es dauert. Der Prophet Mohammed hilft zu warten. Hamdulillah. Nur Allah weiß, warum er mir das Leben zurückgegeben hat. Allah, Großmächtiger, stehe mir bei.*

Dalia! Hunderte Meilen ist sie entfernt. Er murmelt die Verse: Deine Tränen fallen wie gläserne Perlen. Kinder spielen im Staub. Aischa mein Stern. Mehmet, mein kleiner Falke. Endlich ist der Weg. Durch die Wüste führt er.

Kapitel 1

Solfatara

Neapel, 22. Juni 1988

Wo ist Jae? Wo bloß? Sophia Uhl spürte eine gallige Übelkeit aufsteigen, als beehrten die Salmonellen wieder auf, die sie gerade ausgemerzt zu haben glaubte.

Sophia hatte Jae ins Urlaubsparadies am Golf von Neapel vorgeschickt, sie jedoch vor ihrem Abflug aus Berlin nicht mehr erreicht. Das war zwar normal, doch ein komisches Bauchgefühl war geblieben. Für einen vierzehnjährigen Teenager war ein Telefon schließlich nicht dazu da, um von ihrer Stiefmutter angerufen zu werden. Sophia hatte in der nachmittäglichen Sonne das Flair Neapels genossen und sich dann ein Taxi zur Pension in den Ortsteil Pozzuoli genommen, um Jae in ihre Arme zu schließen.

Doch Jae war nicht da. Und nichts, aber auch gar nichts deutete darauf hin, warum.

Komisch, sagte die Wirtin. *Heute habe ich sie noch gar nicht gesehen. Aber sie kann ja nicht weit weg sein. Sie ist schon sehr flügge, was nur gut ist. Eine richtige Signorina!*

Sophia überhörte die Anspielung auf ihre eigene Ängstlichkeit und schaute an ihr vorbei.

Einige Tage zuvor hatte Sophia noch mit der Wirtin telefoniert, die nichts Ungewöhnliches bemerkt hatte und Jae noch Tipps gegeben hatte, wo es einen besonders schönen Blick auf die Bucht und den Vesuv zu erheischen gab. Wo die *Campi Flegrei* sind mit dem *Vulkankrater Solfatara*, die *Öfen des Nero*, auch *versteckte Monster* genannt. *Der Eingang zur Hölle! Klein, aber fein.* Wo ein Buchladen mit alten Postkarten war und nette Cafés zum Verweilen einluden. Auch wo es günstig Pizza auf die Hand gab.

Wo kann sie sich nur rumtreiben? Sophias Frage konnte die Wirtin ob der zahlreichen Möglichkeiten nicht beantworten.

Was meinen sie damit? Ich hatte sie gebeten, ein Auge auf sie zu werfen. Sie ist doch noch ein...

Sagen wollte sie *Kind*, verschluckte es aber. Ihr *Stiefkind*, deren Eltern seit acht Jahren nicht mehr lebten und die sie in ihrem quasi himmlischen Auftrag voller Liebe aufzog, das war Jae. Was das bedeutete, konnte eine Wirtin an der *Solfatara* am Rande eines Nervenzusammenbruchs eh nicht verstehen.

Natürlich, das habe ich, Signora! Man kann eine junge Dame aber nicht festbinden und ich habe viel zu tun. Ich bin sicher, sie kommt bald wieder. Machen sie sich keine Sorgen!

Sophia gab es auf und würgte ihre Angst runter. Vielleicht hatte sie ja recht. Wie oft war Jae verschwunden und bald darauf mit einer fantasievollen Bemerkung in ihrer Steglitzer Wohnung aufgetaucht.

Eine Postkarte mit dampfenden und blubbernden Solfatara-Öffnungen und eine andere mit einer Tor-Ruine, zugewachsen und verwunschen, hatte sie nicht als ein Menetekel verstanden, eher im Gegenteil. Es waren Ansichten aus einer anderen Welt ausgeschmückt mit Ansichten einer jungen Frau, die sie manchmal nicht wiederzuerkennen glaubte, so entrückt waren sie. Jae war dem Morbiden dieser Welt begegnet und wollte partout das Schattenreich erkunden, die Katakomben Puzzuolis, meinte Sophia zu verstehen. Jae war in der Suche nach den Geheimnissen des Vergangenen aufgegangen. Doch nun?

Wo konnte sie hingegangen sein in dem Moloch mit fünf Millionen Menschen, die auf einer dünnen Erdkruste über der *Caldera* hausten mit Camorrabanden, Entführern, Tagedieben und weiß der Deibel was noch?

Dabei hatte alles so entspannt angefangen. Es war die *Philo-Sophia* des ganzheitlichen Wohlfühlens und der inneren Einkehr, die Sophia suchte: die Bäder über den *Phlegräischen Feldern*, dem Auswurf eines weitverzweigten vulkanischen Gefäßsystems, einem Magmabecken, das sich *Caldera* nannte. *So riesig, dass es auch schon egal ist*, hatte Sophia spaßeshalber erklärt. Sophia sah einer besinnlichen Auszeit vom Berliner Kneipenstress entgegen, wenn auch inmitten von Hämorrhiden-, Gicht- und Akne-geplagten Gestalten. Und natürlich *Neapel sehen und nicht sterben*. Was für ein unsäglicher Spruch! Fast wie ein Horrortrip mit Ansage.

Ein halbes Jahr hatten sie sich auf diesen Trip gefreut. Doch wie es so kommt. Nicht wegen des Teufels, der in seiner Hölle unter der Stadt einst den Pfropfen wegsprengen würde. Das Vorhaben stand aus profaneren Gründen unter keinem guten Stern: Sophia musste ihre Reise in letzter Minute wegen des Salmonellenbefalls absagen, eingefangen beim Resteverzehr von Hühnerschenkeln in ihrem Berliner Restaurant an der S-Bahn am Savignyplatz, wo sie Gläser spülte und bediente. Sie lag hilflos wie ein SteiffTier auf Jaes Bett und nahm statt der Antibiotika das verschriebene Ciprofloxacin. Und dann ergab sie sich.

Niedergestreckt konnte sie weder fahren noch wollte sie absagen und alles gänzlich vermässeln. Also hatte sie Jae, die sich offenbar nicht angesteckt hatte, wie eine ärztliche Diagnose bestätigt hatte, kurzentschlossen und ohne viel Aufhebens zu machen vorgeschickt. Jae war mächtig stolz, mit ihren vierzehn Jahren alleine reisen zu dürfen, war beneidet worden und hatte selbst gepackt: luftige Kleider und Hüte, Malsachen, Poesiealbum, einige Abenteuerromane und Reiseführer. Alles, was ihr guttat.

Sophia plagten Gewissensbisse, an denen die fließenden Tränen nichts zu ändern vermochten. Die Wirtin schaute weg und verschwand, da sie Arbeit hatte. Sollte sie die Polizei alarmieren? Oder abwarten? Ihr brach der kalte Schweiß aus.

Im Zimmer herrschte eine heillose Unordnung, aber das war nicht ungewöhnlich. Sophia suchte alles ab nach Hinweisen, fand den leeren Malblock, einen antiquarischen Reiseführer, Seneca-Traktate vom *glücklichen Leben*, Zuckertüten mit Aufschriften von Cafés und einen faustgroßen Stein mit gelblich glitzernden Schwefelkristallen. In einem Wäschebeutel lag zwischen Kassetten und Malstiften nur Billigschmuck. Doch ihr Tagebuch mit dem Einband aus gelb-violett-braun getönter Seidenstickerei, das sie ihr geschenkt hatte, fehlte.

Sophia roch den Nebelduft des Satans und merkte nicht mehr, wie ihr Bewusstsein schwand, wie sie auf dem Bett aufkam, unkontrolliert abrollte und schließlich polternd auf dem Teppichboden landete, wo die Wirtin sie fand, aus einer Platzwunde am Hinterkopf blutend, aber lebendig. Die Ver-

wundung aber war eine andere.

Jae blieb verschwunden. Die Polizei war eingeschaltet.

Neapel, 27. Juni 1988

Die Tage zogen sich endlos dahin. Die Nächte waren kurz und voller Alpträume.

Sophia Uhl saß am Tag sechs nach Jaes Verschwinden geistesabwesend im Frühstücksaal ihrer Pension in Neapel. Die Tomate, die nach Tomate schmeckte, schmeckte sie nicht, auch die Trauben nicht und nicht den Cacio Ricotta. Sie nahm den Mann am Nebentisch kaum wahr, ihren Aufpasser. Zwei weitere Uniformierte flanieren draußen. Einen erkannte sie, der sich mit Capitán Macosi vorgestellt hatte, die Kontaktbrücke zu Commissario Sergio Clato, alias *il Gatto*, die Katze, der die Suche nach Jae leitete, jedoch selten auftauchte.

Es gab *Nachfragegespräch* genannte Verhöre. Sie zeigte wahlweise Commissaria Ramona und Commissario Clato die Postkarten und Briefe, die sie erhalten hatte, um Anhaltspunkte zu finden. Eine Ansichtskarte hatte sie irritiert. Das Foto zeigte einen belanglosen Platz mit Palme vor hundert Jahren mit dem Namen *POZZUOLI PLAZZA Vittorio Emanuele con Cassa Armonica*. Also nichts Besonderes, hatte sie gedacht. Anders war der Text. Der Platz *existiere wohl*, hatte Jae bemerkt, doch sei er zum Parkplatz *mutiert* und die Palme sei *zu Erde geworden*.

Es war die Wortwahl, die irritierte. Jae hatte sich bemüht, einen mustergültigen Text abzuliefern mit neuen, erwachsenen Begriffen, die sie vielleicht gelesen oder aufgeschnappt hatte. Die Schrift war kleiner als sonst, sauber, ohne Kleks oder Fehler, stellte Sophia fest. Die Karte hatte mit einem Ausflug in die Antike geendet:

Schon Cicero musste die Heilquellen von Pozzuoli zu schätzen. Lange verweilten hier die Kaiser Caligula und Cäsar, die sich oberhalb der Bäder Häuser errichten sowie Tempel und Häfen anlegen ließen. Und Ovid. Lucius Annaeus Seneca, dem Nero später befahl, durch Selbstmord zu sterben (wie schrecklich!), wollte sich hier erholen. Er hatte sich über einer der vielen Badeanstalten einquartiert und beklagte sich über den Lärm trainierender Kraftprotze, Diebe, Ballspieler,

Achselhaarausrupfer (fett), Getränkeanbieter, Wurstverkäufer, Zuckerbäcker und Betreiber von Garküchen. Dies hier seien alles Herbergen der Laster. Er reiste sofort weiter. (Ist nicht von mir.) Tolle Beschreibung, oder? In Puzzuoli laufen lauter krumme Typen herum, der Text könnte glatt von heute sein.

Wer hatte sie bloß inspiriert? Der Achselhaarausrupfer? Wo hatte sie sich herumgetrieben? Wen hatte sie getroffen?

Jae hatte zwar einen Hang zum Elementaren, Nachdenklichen, schon immer, was Sophia mit Vorlesen bei sphärischer Musik (*Engelwelten!*) und allerbestem Malequipment förderte. Wasser und Feuer. Das Meer. Erde und Wind. Die Insel. Solche Motive malte sie immer wieder, immer anders. Inseln, von denen sie sich vielleicht Paradiesisches erhoffte. Doch was hinter ihren Worten stand, sei unklar und mache ihr Verschwinden eher mysteriöser, meinte der Commissario.

Eine andere Karte war die Reproduktion eines Aquarells. Ein kleines Boot lag an einer Mole, impressionistisch in Pastellfarben gemalt und leicht unscharf. Das Bild strahlte Ruhe und Harmonie aus, ganz im Gegensatz zum Text.

Hoch oben zog ein winziges Silbervögelchen einen Nebelstreifen hinter sich her, der bis zum Horizont reichte. Dort liegt Ustica. Herum nur Meer. Es macht mich traurig. Ich mag es, wenn der Wind von Ustica mein Haar zerzaust. Mir wird etwas schwummrig: Fliegen. Von einem Schiff soll das Wrack des Flugzeugs, das man auf dem Meeresboden gefunden hat, hochgeholt werden. Dort ist Papa. Alle reden drüber. Schrecklich. Was soll ich machen, wenn ich groß bin?

Jae hatte demnach einiges erfahren, was mit dem Tod ihres Vaters und den Ermittlungen der italienischen Justiz zu tun hatte, die das Wrack des Flugkörpers aus der Tiefe zu bergen versuchte. Doch von wem hatte Jae die Information?

Die Katze ließ nicht locker, ließ Gäste, Nachbarn und Gastwirte verhören und ordnete eine Durchsuchung der gesamten Pension an, sehr zum Unwillen der Wirtin, die um ihre Gäste fürchtete. In einer Besenkammer fand man schließlich Jaes Tagebuch unter Handtüchern und Laken versteckt. Als *il Gatto* eintraf, begann Sophia zu übersetzen.

Freitag Eigentlich finde ich Neapel ganz spannend. Gestern hat mich ein Amerikaner an der Villa Nero unten am Hafen angesprochen, unweit der Buchhandlung. Irgendwie kannte er meinen Na-

men. *Signorina Ruti, I suppose*, sagte er. Vielleicht hat ihn der nette Buchhändler mit dem Hinkelbein verraten. Joe heißt er, und er kann etwas deutsch. Er meint, er sei hier, um seinen Körper zu entwässern. Komisch. So schwefelwässrig sieht er gar nicht aus.

Schwefelwasser hat man der Venus angedichtet, eigentlich die Göttin der Liebe. Schwefel gleich Liebe? Verstehe ich nicht. Joe meint, dass einem Schwefel gemischt mit Holzkohle und Chemie um die Ohren fliegt. Heißt Schwarzpulver, steckt in Raketen.

Davon und von einem *Joe* hatte Jae in ihren Postkarten nicht die geringste Andeutung gemacht. Wer war der geheimnisvolle Typ, dem Jae begegnet war? Sie las weiter.

Vor vierzigtausend Jahren hat sich der Vulkan selbst in die Luft geschossen, meint Joe. Auf die Erdgeschichte umgerechnet sind dies nur Sekunden, meint aber mein Buchhändler. Der Vulkan war so fett wie ein sieben mal sieben mal sieben Kilometer großer Steinklotz. Keine Ahnung. Man fand Steine aus Neapel sogar in Sibirien. Sagt er. Wo ich in dem Café war, wird gerade die Hafenanlage neu gebaut, da sich der Untergrund angehoben hat.

Montag Ich bin ausgerutscht, konnte mich aber vor dem Sturz in einen stinkenden Spalt festhalten. Manchmal habe ich Angst und Heimweh, doch meine Wirtin ist toll. Sie versteht mich als Mensch, so wie sie mich behandelt. Eben nicht als dummes Kind. Dann stelle ich mir vor, sie ist eine gute Mutter und beschützt mich. Aber dafür ist sie etwas zu mollig.

Sophia brachte nicht zusammen, wie es zu dem passte, was in den Postkarten gestanden hatte. Es war wie ein Palimpsest, ein Scherenschnitt hinter dem Vorhang, die Unterbühne eines Theaters. Ein Alptraum schob sich vor den Traum. Sie schwitzte, würgte, las.

Mittwoch Das also ist der Eingang zur Hölle. Oder nicht? Man muss höllisch aufpassen, dass man nicht in diesem Schwefeldampf erstickt, der sich unterhalb der Decke sammelt. Dabei ist der Fußweg zum Krater wunderschön. Zypressen kenne ich und die riesigen Oleanderbüsche. Weil sie besonders gut auf der fruchtbaren Erde gedeihen? In einem Nebeneingang der Hundehöhle *La Grotta del Cane* stinkt es nach Schwefel. Auf einem alten Bild ist eine Tür. Der Buchhändler meint, die müsste es noch geben. Es gibt sie wirklich. Der Eingang ist zugemauert, aber ganz bröckelig. Ich zwänge mich hinein. Leuchte. Es ist glitschig. Richtig unheimlich ist es da. Immer tiefer geht es hinab. Dann weitet sich die Höhle, und ich

komme in einen Raum mit Wänden aus Ziegeln und einer gelblichen Decke. Dann stehe ich in einem Seitenraum zwischen Säulen, ururalt. Wie im Film. Hinten sind Kanäle und Mauern einer versunkenen Welt.

Donnerstag Was einstürzt oder absackt, wird rasch wieder errichtet. Gegen unterirdische Mächte kann man halt nur beten und hoffen, sagt meine Wirtin. Joe, dem ich das erzählte, konnte darüber nur komisch lachen. Ich habe ihr nichts davon gesagt und von meinen Entdeckungen, damit sie sich keine Sorgen macht.

Freitag Ein Lehrer in der Pension behandelt mich wie ein kleines, verblödetes Kind, nur weil er so viel über die Antike weiß. Meint er. Von den geheimen Bädern weiß er aber nichts. Er meint das ja nicht so, der A. Jedenfalls fotografiert er in den Tempeln herum, und findet Pompeji geil, obwohl da die Menschen innerhalb einer Sekunde getötet und dann versteinert wurden, als wäre die Zeit stehengeblieben. Gruselig. Der Amerikaner auch.

Samstag Gestern hat mich Joe zum Lunch eingeladen. Wenn ich was sage, lacht er komisch. So, wie wenn man hustet, vielleicht, mit einer hohen Stimme. Plötzlich hört das Lachen wieder auf. Da habe ich gemerkt, dass er eigentlich gar nicht lustig ist. Wenn er lacht, sieht man seine gelben Zähne zwischen schmalen Lippen. Seine Haut hat kaum Falten. Außer Bürstenhaarschnitt hat er Kinnbart. Mag ich nicht. Verheimlicht er Pickel? Deswegen muss er sich doch nicht schämen. Seine Augen erinnern mich an die Kieselsteine in dem Wasser, das mir meine Wirtin bringt. Kalt eigentlich. Er hat mich ausgefragt. Immer sagt er: Ich bin untröstlich. Ich stelle mir vor, er ist in Wahrheit ein **Achselhaarausrufer**. Noch mal lasse ich mich nicht einlullen.

Sonntag Heute war ich am Wasser und schaute stundenlang in die Gischt. Unterhalb sind grellbunt gestreifte Soldatenfische mit großen schwarzen Augen und grünen Lippen. Ich habs gemalt, mit leuchtenden Kraken. Das Blau des Meeres ist nur eine Illusion. Dass Wasser nicht verbrennt, sondern nur in Milliarden Teilchen verdampft, macht es geheimnisvoll. Besonders toll sehen die Nebel in den Grotten aus, wenn ich mit meiner Taschenlampe hineinleuchte. Aber was da genau drin ist, weiß kein Mensch. Morgen schaue ich, welche Wege das Wasser nimmt, wo es in die Tiefe fließt.

Der Commissario nickte. Er machte sich Notizen. Welchen Reim er sich darauf machte, behielt er für sich. Er hatte

regelmäßig mit Erpressern zu tun. Doch war kein Schreiben eingegangen. Man scheute offenbar das Licht. Es ging um was *Höheres*. Was Sophia klar wurde: Die Aussichten, ein verschwundenes vierzehnjähriges Mädchen lebend wiederzusehen, gingen am sechsten Tag ihres Verschwindens gen null.

Am siebten Tag - es war schon später Nachmittag - setzte sich Commissaria Romana zu ihr, die sich um sie kümmerte, beziehungsweise lästig an ihr klebte. Wie sie Francesco Ruti in Erinnerung hätte, fragte sie, nur um irgendetwas zu fragen, nachdem alles schon mehrfach gesagt war, vermutete Sophia.

Sie hatte das kantige Gesicht Francescos vor Augen, als sei es gestern gewesen, sein hintergründiges Lächeln, seinen trockenen Humor im Ohr. Ihr letztes Treffen in Berlin fiel ihr ein. Mit Francesco, ihrer Schwester Frauke und Jae, unmittelbar, bevor alles auseinanderbrach. Jae war ein *total süßes Kind* mit dunkeln, funkelnden Augen. Lebhaft. Fordernd. Sie wusste sich mit sich selbst zu beschäftigen. Ostern 1980 war ihre Schwester gestorben. Wenig später stürzte Francesco vor der Insel Ustica ins Meer, dort, wo das Meer besonders tief ist. Ihr Trauma. War es im Juli? Mehr fiel ihr nicht ein.

Romana überspielte ihren Blackout und erzählte von Paula, die ihren Sommerurlaub bei ihrer Familie verbringen wollte. Ihre Geschichte hatte in Magazinen gestanden. Sie hatte der Tragödie ein Gesicht gegeben: dem *Abschuss* der *Itavia 870* am 27. Juni 1980 vierzig Kilometer vor Palermo durch Kampffjets der NATO, wie Ramona zu wissen glaubte.

In einem kleinen Dorf auf Sizilien war Paula aufgewachsen. Alles hatte die Familie in ihre Ausbildung gesteckt. *Sie war 23, als sie starb, Semiotik-Doktorandin an der Universität zu Bologna, eingeschrieben bei einem gewissen jungen Professor namens Umberto Eco. Eco schätzte sie, wie wir wissen, als eine begabte Wissenschaftlerin.* Er hatte eine Widmung in seinen neuen Roman *Im Namen der Rose* gesetzt: *Mit großer Hochachtung, Dein U. Eco.* Paulas Leiche hatte man nie gefunden, doch das Buch mit der Rose auf dem Umschlag schwamm in einem Koffer im Tyrrhenischen Meer.

Ramona plauderte, sprach vom Aberglauben ihrer Mut-

ter und warum sie Polizistin geworden sei. Sophia hörte in Gedanken zu. Sie hatte genug erfahren. Der Commissario hatte schließlich erklärt, dass dieser Joe kein ganz unbekannter Zeitgenosse sei, zumal Zeugen befragt wurden, wobei es zu mysteriösen Todesfällen gekommen sei. Die Untersuchungen machten dennoch Fortschritte. Einige des *Hochverrats* verdächtige italienische Generäle bestritten jedoch, auch nur das Geringste mit dem *Attentat* – so die offizielle Version der Absturzursache - zu tun oder etwas erfahren zu haben.

Der Gegenbeweis wurde Stück für Stück gehoben: das Wrack der *Itavia 870* am Grunde des Meeres vor einer kleinen Insel namens Ustica. Spezialschiffe hatten abgelegt. Bald jeder hier wusste es. Und Jaes Verschwinden hatte offensichtlich etwas damit zu tun. Mit einem gewissen Joe.

Ramona und Sophia schauten sich in die Augen, als sich die Tür öffnete. Im Türbogen stand Jae.

Kapitel 2

Der Anruf

Hinterfichtenich bei Köln, 31. Dezember 2010

Es war Punkt fünf vor zwölf. Das Telefon klingelte. Fünf Minuten vor Jahresende war es.

Was für ein Idiot! JETZT? Nä, oder? Herrgottsakramentamal, fluchte ich nichtsahnend vor mich hin. Draußen knallte es schon. Jahreswechsel war angesagt. Die Männerkinder und Kindermänner gefallen sich seit Ewigkeiten darin, tonnenweise Sternenstaub in den Himmel zu befördern und kraftmeierisch explodieren zu lassen – ok, *nice* anzusehen. Beziehungsweise nicht ok. Sich an Kanonenschlägen und anderem Kriegsknallzeux aufzugeilen? Die arme Tierwelt in Schockstarre zu versetzen? Die Haushaltskasse verpulvert, um die Sau rauszulassen? Muss nicht sein. Sage ich seit sechzig Jahren. Mit den Ohren habe ich es nicht.

Das Klingeln setzte aus, um eine Minute später wieder einzusetzen. *Na und?* Die Trotzfrage war grade allgegenwärtig, und ich wollte mich nicht ärgern. Ich hatte schon zwei Einladungen in den Wind geschlagen mit Verweis auf den jeweils anderen. Wieso sollte ich zum Misslingen einer Silvesterparty beitragen? *Leider nein, aber nächstes Jahr gewiss ...*

Die eine Einladung war von Sabine, meiner Ex, die sich vor vier Wochen kurzangebunden und ohne jedweden Zwist lesbisch geoutet und drei Minuten später getrennt hatte. Wir hätten uns Lichtjahre voneinander entfernt. Ich stellte mir vor, einen Hustenanfall zu bekommen, wenn ihre Freundin die Frage in den Partyraum stellt, ob ich denn nichts davon mitbekommen hätte. *Nein - Keine Abnung.* Um lächelnd die Korken knallen zu lassen, da *dat Sabinsche* das eheliche Bett verlassen hatte, um ans andere Ufer zu schwimmen. Großartig! Unter aufgeklärten Freunden kein Ding, wenn jemand einen auf *Inside-out!* macht. *Passiert. So what?*

Ich bin zwar nicht das *fette Arschloch*, wie die *Ex* es hinausposaunt. Eher ist es dieses *How to fuck up something*, was

die Leute zu nerven scheint, und - wie mir Freund Viktor neulich augenbrauenhebend zu verstehen gab - dass ich hinter jeder Frage immer noch eine Frage sehe. *Na und?*

Die andere Einladung kam von Viktor höchstpersönlich. Da ich namenstechnisch auf Winkel höre, eröffnete er breitbeinig mit *Lieber Herr Winkeladvokat! Zum Böllern brauchts einen Böllermann, besser noch einen philosophierenden Licht-Künstler. Sogar um Knallerbsen zu zünden.* Die Pe-Er-Fuzzis, die er um sich schart, um über seine *Funnies* zu feiern, zünden die Raketen. Ich hatte mich bedankt. Prompt kam die Replik: *Torsten, du bist ein Narzisst!* Das schon wieder. *Selbst wenn,* schrieb ich zurück.

Das Klingeln begann zu nerven. Es erinnerte mich gerade an das Lätens meines Schrotthändlers, der im Wochentakt mit dem Kastenbulli unseren Vor-Vorort Kölns abklapperte. Ich hatte ihn ins Haus gebeten, um zu sondieren, wie wertlos das Interior sei. Am liebsten hätte er die Bude ausgeräumt.

Ich drehte dem Telefon eine Nase. Ich, der großartige Licht-Ingenieur mit besten Referenzen, stets kreativ zu Diensten und körperlich einigermaßen beieinander: Seit über einem Jahr waren Aufträge mau-mau. *Kein Schwein ruft mich an...* Ich schaute irritiert zur Klingelquelle. *Jetzt?! Leider nein. Na und!*

Ich war selbst schuld. Ich hatte auf die falschen Pferde gesetzt. Die Finanzkrise, früher nannte ich den Morast *Hybris des Monopolkapitalismus*, diese ach so unverhofften schwarzen Löcher überall, *Grafsbütermafia*, wie auch immer: Sie hatten just die Firmen verschluckt, die in besserem Licht glänzen wollten und mich für gutes Geld um futuristische Illuminierungs-ideen gebeten hatten, eine Brauerei, eine Versicherung und der größte Automobilzulieferer des Rheinlands, allesamt eingedampft, atomisiert und auf der Rückseite als Furz herausgeblasen. Viktor hatte mich nicht vorgewarnt. Dabei war er es, der mir beim Reinholen der Aufträge, ohnehin nicht meine Stärke, die entscheidenden Tipps zu geben pflegte, mit Provision, freilich. Ein echter Freund eben.

Gestern spuckte der Bankautomat wieder nichts aus, zum Beispiel. Das deprimiert. Was wollte *jetzt* jemand von

mir? Ich hypnotisierte das Phone, das tatsächlich zu klingeln aufhörte. Ich drückte die Show weg, in der die Immerfröhlichen und Erfolgreichen ihre Spleens und Erinnerungen begeierten. Mitternacht! *Prosit! Happy New Year!* Ich entkorkte den Jahrgangssekt und stöberte in den CDs, um *APP* zu hören. Bloß keinen Blues. Doch gingen mir die Beats bald auf die Nerven. So tanzte ich mit Kissen zu *A whiter pale of shade, Procol Harum*, bis das Klingeln erneut einsetzte. *Fuck im Takt!*

Ich ignorierte das Läuten und kritzelte *Wichtig?* auf ein Papierstapel, das ich entsorgen wollte. Die erste gute Tat im Neuen Jahr. Es hat eh was Masochistisches, in der Vergangenheit zu wühlen. *Wat fott es es fott.* Also jammre nicht. In Köln sitzen die Weltmeister im Aussitzen und deren versteinerte Propheten: Adam. Noah. Moses. David. Elias. Joachim. Josef. Johannes der Täufer. Jeremias. Salomon. Samuel. Abraham. Die Eva mit der Schlange. In der Mitte Maria samt Jesus. Eingangportal des Doms. Abgefragt per Klassenarbeit in der Sieben-b. Jede Menge Unterbewusstsein.

Beim Entsorgen meines Sammelsuriums nach Sabines Auszug war ich auf diesen Brief gestoßen. Wie ein Kugelblitz fiel er aus dem schwärzesten Loch meines Lebens. Frauke, die ich abgöttisch geliebt hatte, hatte mir 1980 abschiedshalber aus dem revoltierenden Nicaragua geschrieben. Mit PS:

Ich plane, etwas länger zu bleiben. Wegen mir mach dir keine Gedanken. Unsere Tochter ist in Prato und dort, wie ich weiß, in besten Händen. Leb wohl. Das wars. Von Herzen, Frauke

Sie blieb – für immer. Der Brief mit diesem *psst* war ein Stigma, als würde sie den Zeigefinger auf die Lippen legen, oder etwa nicht? Es waren ihre letzten Worte, die sie an mich gerichtet hatte. *In besten Händen.* Wessen Hände? Wo lag Prato?

Meine Hände wurden jedenfalls nicht gebraucht. Ein gutaussehender italienischer Flugkapitän würde sich um unser Kindchen kümmern. Ab in den Keller mit dem Brief und drei Riegel vor. So verdrängt man Töchter. *Na und?*

Was hätte ich denn tun sollen? 1980. Allzu viel fiel mir nicht ein außer einer Demo mit Parolen wie *Arbeit ist scheiße*,

auch ein *TU-NIX-Teach-In* und dass ich mich dazugesetzt hatte, um mich von depressiven Punks anstecken zu lassen und einen Schlusstrich zu ziehen unter was immer, Politik, dem ziellosen Lernkonvolut, dem Leben. Um dann strickenden Männern in lila Latzhosen auf grünen Parteigründungs-zirkeln zu lauschen: *Tu was, Mann, mach mal voran!* Mein persönlicher Ball Paradox. 1980 war schon ein schräges Jahr, und viele Gedanken um eine Tochter südlich der Alpen hatte ich mir wohl nicht gemacht.

1981 hatte ich mir geschworen, den Kopf nicht in den Sand zu stecken. Dieses *hinterm Horizont geht's weiter* Ding. Irgendeinen Lichtblick gibt es doch immer für einen, der sich der Lichttechnik verschieben hat. Und nun war schon 2011.

Unmittelbar nach Sabines Abgang aus Hinterfichtenich war immerhin ein Angebot mit Geldscheinzukunftserwartung reingeflattert: Ob ich mir vorstellen könne, ägyptische Gottheiten zu illuminieren? Klang zunächst wie ein Witz, war es aber nicht. Aber dass es schon bald losgehen sollte, *geil!* Ich müsse nur meinen *ZehVau updaten*, sprich Lebenslauf aufpeppen, ihre mauen Tagessätze akzeptieren und los gings.

Ich hatte das überraschende Ersuchen direkt an meinen Freund Aron in Haifa weitergeleitet, meinen jüdischen Freund und Berater in Lichttechnikangelegenheiten - seines Zeichens Professor für Astrophysik. *Mach doch!* hatte er lakonisch geantwortet, von ägyptischen Sonnenritualen und bigotten Universums-Rezeptionen schwadroniert. Es klingelte erneut!

Ich machte mich mit der Single Malt Pulle in der verödeten Couchlandschaft breit, drehte die Musik auf Dröhn, um das Klingeln zu übertönen, und streichelte meinen Bauchansatz. Mit illuminierten ägyptischen Gottheiten meine momentane Schiefelage auszutarieren, das gefiel mir.

Irgendwann hob ich den Hörer ab und knallte ihn wieder auf, um die Beats auf Zimmerlautstärke zurückzustellen. Ich sagte mir, meine Tochter zu finden, das wäre doch ein guter Vorsatz fürs neue Jahr. Mit Reiseplänen pflegte ich schon immer gerne den Neujahrstag zu verträdeln.

Es begann schon wieder zu schellen. Dieser Stalker war impertinent. Ich erwog, das Kabel zu zertrennen, gab es aber auf, als ich das Messer in der Hand hielt. Meine Tochter hätte mich für verrückt erklärt. Sie musste um die fünfundvierzig sein. Vielleicht war sie in Hamburg reich verheiratet. Oder sie lebte arm in Mittelamerika, von wo Frauke, meine kurz-große Liebe, nicht mehr zurückgekehrt war. Gehirntumor. Shit.

Beim Leiser stellen des Klingeltons (warum kommt man nie sofort auf die Lösung?) fragte ich mich, wer mir derartig auf den Zeiger gehen musste. Im Display flimmerte eine Nummer von - den Ziffern nach zu urteilen - irgendwo hinter der Elbe. Sibirien hätte Adenauer gesagt. Sie sagte mir nichts.

Immer gebe ich irgendwann auf. Weicheier sind halt so und Trotz ist auf Dauer auch keine Lösung, nur widerspenstig oder perfide. Also nahm ich ab. Eine Frau namens Elena Madruschkaja meldete sich. Sie hatte einen polnischen oder sibirischen Akzent, sprach langsam und hatte eine monotone Stimmfrequenz. Sie kam unumwunden zur Sache:

Kom-men bit-te! Bitte schnell.

Seltsam. Noch eine Party? Doch zu dieser Zeit im neuen Jahr? Etwas hielt mich davon ab, einen deplatzierten Silvesterschmerz zu vermuten und aufzulegen. Stattdessen schoss ich einen süßen Giftpfeil ab.

Ja, natürlich, jederzeit gerne! Aber wohin? Wer sind sie? Und um was in aller Welt geht es?

Hier Ribbeck. Hospiz. - Jaa?! - Es ist Vater. Ihr Vater krank. Ah. Er wird sterben sehr bald. Sie kommen...

Pause. Es war die Stille einer Überblendung, Farbe Weiß. Ich hatte nichts zu sagen. Als ob ich nicht wüsste, was gemeint war, stotterte sie hinterher: *Bit ...te... Jetzt!*

So glitt ich ahnungslos ins neue Jahr.